

In Nürnberg beleuchtet das Germanische Nationalmuseum die Anfänge von Albrecht Dürer

Ein Genie im Künstlerparadies

Von Stephan Burianek

■ Die größte Dürer-Schau in Deutschland seit 40 Jahren.

Nürnberg. Stünde das Germanische Nationalmuseum (GNM) nicht in Nürnberg, sondern beispielsweise auf der Berliner Museumsinsel, dann müsste es sich um einen angemessenen Bekanntheitsgrad keine Gedanken machen, dann wäre ihm ohne viel Zutun ein internationaler Besucherstrom sicher. Denn zweifellos beinhaltet das GNM, dessen Ausstellungsräume sich um ein ehemaliges Karthäuser-Kloster gruppieren, eine herausragende Kunstsammlung.

Wer, wie das GNM, über einen mittelmäßigen Standort verfügt, der muss besonders kräftige Lebenszeichen von sich geben, was allzu oft als Argument für laut schreiende Marketing- und Ausstellungskonzepte (Stichwort Multimedialität) herangezogen wird. Nicht so im GNM, wo der Schweizer Kurator Daniel Hess regelmäßig mit informativen und intelligent aufbereiteten Ausstellungen unter Beweis stellt, dass puristische Objektpräsentationen einer nachhaltigen Erlebnisqualität nicht im Weg stehen müssen.

Das älteste bekannte Werk

Manchmal darf man freilich ins Fortissimo verfallen: Laut den Museumsbetreibern ist „Der frühe Dürer“ die größte Albrecht Dürer-Schau der letzten 40 Jahre, zumindest innerhalb von Deutschland. Mehr als vier Dutzend Leihgeber zwischen Los Angeles und Sankt Petersburg beteiligten sich an dieser Ausstellung, in der Dürers frühes Schaffen bis zum Aufbruch zu seiner zweiten Italienreise im Jahr 1505 analysiert wird.

Gleich zu Beginn wird der Besucher mit einem beeindruckenden Selbstporträt des damals erst 13-jährigen konfrontiert, einer

Silberstift-Zeichnung aus der Wiener Albertina. Die Proportionen der eigenen Hand stellten für den Jungen mit den großen, neugierigen Augen und den langen, von einer Mütze gekrönten Haaren noch eine gewisse Herausforderung dar. Das realistisch wirkende Faltenpiel an den langen Ärmeln lässt hingegen keinen Zweifel an dem großen Talent, das im handwerklich florierenden Nürnberg seinerzeit paradiesische Voraussetzungen für eine baldige Entfaltung finden würde. Dieses älteste bekannte Werk des späteren Meisters soll im Wettstreit mit einem im selben Jahr erstellten Porträt des Vaters, einem angesehenen Goldschmied, entstanden sein. Die beiden Porträts hängen in der Nürnberger Ausstellung an derselben Wand.

Menschlich nachvollziehbar

Dieses Nebeneinander von vermeintlichen Vorbildern und Dürers darauf vermutlich aufbauenden Frühwerken zieht sich wie ein roter Faden durch die Ausstellung. Das Phänomen Dürer, der bislang als genialer Erneuerer dargestellt wurde, wird durch die Einbeziehung seines künstlerischen Umfelds nun menschlich einigermaßen nachvollziehbar gemacht.

Die Porträtmalerei von Michael Wolgemut, der in unmittelbarer Nähe zum Wohnhaus der Familie Dürer eine Malerwerkstatt führte und bei dem Dürer in die Lehre ging, dient ebenso als Referenzpunkt wie farbenfrohe Altarbilder von Hans Pleydenwurf und anderen fränkischen Meistern jener Zeit. Selbst auf den vermutlichen Einfluss von Dürers Taufpaten, dem Verleger Anton Koberger, weist die Schau hin. Dürer, der



Von Dürers „Christus als Schmerzensmann“, um 1493/1494, wird auch die Rückseite gezeigt. Foto: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

heute als Vorreiter des Urheberrechts gilt, kopierte als junger Mensch übrigens italienische Vorlagen, wie beispielsweise Andrea Mantegnas „Bacchanal mit Silen“, dessen Kopie im Jahr 1495, kurz nach Dürers erster Italienreise, entstand.

Dürers Fähigkeit, aus etablierten Normen eigenständige Kreati-

onen zu formen, zeigt sich spätestens in seinem „Apokalypse“-Zyklus (1498), dessen „phantastisch reale“ Holzschnitte über die Offenbarung des Johannes eine bis dato unerreichte, dramatische Dynamik aufwiesen. Dieser in Buchform verbreitete Zyklus verschaffte Dürer den internationalen Durchbruch. Ab diesem Zeit-

punkt, im Alter von 27 Jahren, wurde er von Zeitgenossen mit Apelles, einem der bedeutendsten Künstler der griechischen Antike, verglichen.

Neben dem gelungenen Aufbau der Ausstellung, die mit Dürers Bestreben nach einer möglichst realistischen Abbildung der Wirklichkeit ihren Ausgang findet, erzeugt die weitgehend distanzfreie Präsentation der Objekte eine zusätzliche Spannung. Wenn es der Kunstvermittlung hilft, werden auch Rückseiten sichtbar gemacht, was in manchen Fällen nicht zu beantwortenden Fragen aufwirft. Faszinierend erscheint in diesem Zusammenhang eine abstrakt anmutende Vision auf der Rückseite des Bildes „Christus als Schmerzensmann“ (um 1494).

Zwei Stunden Wartezeit

Der hohe qualitative Wert der Dürer-Schau spiegelt sich in quantitativen Auswüchsen: Derzeit drängen täglich rund 3000 Besucher ins GNM, und obwohl das Museum bereits eine Stunde vor der üblichen Öffnungszeit ihre Pforten öffnet, beträgt die Wartezeit an der Kassa bis zu zwei Stunden. Bereits jetzt sind alle geführten Rundgänge bis zum Ende der Schau ausgebucht.

Wer es bis zum zweiten September nicht nach Nürnberg schafft, dem sei der umfangreiche und nicht zuletzt aufgrund des Einfließens hausinterner Forschungsergebnisse überaus aufschlussreiche Katalog empfohlen. Besser geht es wirklich nicht. ■

Ausstellung

Der frühe Dürer

Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg

www.gnm.de

bis 2. September

Ausstellungskatalog:

Herausgegeben von Daniel Hess und Thomas Eser, 604 Seiten, 202 Abbildungen

★★★★★

Lust und Unlust am heißesten Tag

Von Reinhard Kriechbaum

Auf den Pulten: Die Noten von Mozarts „Gran Partita“. An den Pulten: Bläser und ein Kontrabass der Wiener Philharmoniker, die das Stück (natürlich) wundersam zu spielen verstehen, wenn man sie liebt. Aber am Pult: Heinz Holliger.

Nun ist gegen Holliger als Mozart-Dirigent grundsätzlich nichts einzuwenden. In einer Matinee der Salzburger Festspiele hat er erst jüngst die abgegriffene „Kleine Nachtmusik“ zu einer in Strukturdetails erhellten Perle aufpoliert. Doch am Dienstag mit den Philharmonikern: Da hat einfach die Chemie nicht gestimmt. „Dienst nach Vorschrift“ könnte man's nennen. Berücksichtige Soli immer wieder – aber auf der anderen Seite im Tutti (dort, wo es letztlich auf die ordnende Hand des Dirigenten ankommt) ein lustloser Schlendrian.

Zu dem Zeitpunkt war das Publikum schon müde gegessen. Drei Stunden zehn Minuten Konzertdauer am heißesten Tag des Jahres! Zu Beginn hatte Holliger 35

Minuten lang eingeführt in Alban Bergs Kammerkonzert für Klavier und Geige mit 13 Bläsern. Fraglich, ob das Publikum das alles wirklich so genau hat erfahren wollen. Die Wiedergabe dann: Pulsierend vorangetrieben von dem Geiger Thomas Zehetmair, mysteriös-koloriert von Alexander



Marathon-Mann: Heinz Holliger in Salzburg. Foto: Wolfgang Lienbacher

Lonquich am Klavier, mit viel Charme ausgestattet vom Orchester, das sich mit Holliger hier eindeutig auf einer Linie getroffen hat. Die Walzer-Anklänge, die Zitate: Das bringen die Wiener Philharmoniker wie kein anderes Orchester heraus.

Eigentlich wäre eine Holliger-Uraufführung angesagt gewesen, aber das Werk wurde nicht fertig. Also Kammermusik neuesten Datums: Gustav Friedrichsohns Bicinium für Violine und Viola „From Darkness on a Shadowed Path“ wurde erst vor einer Woche hier uraufgeführt, nun spielten es Zehetmair und Ruth Killius nochmals. Fazit des durchwachsenen Abends: Man sollte beim Programmieren schon drüber nachdenken, ob sich so ein Marathon für die Zuhörer als Ganzes wirklich lohnt. ■

Konzert
Wiener Philharmoniker
Salzburger Festspiele

★★★★★

Einfluss heimischer Qualitätspresse gering

■ Politikexperte Plasser ortet vermehrtes „Negative Campaigning“ in Österreich.

Wien. (spn) Laut einer Umfrage unter mehr als 2000 europäischen Journalisten und Politikern, die Politikwissenschaftler Fritz Plasser in seinem neuen Buch „Erfolgreich Wahlkämpfen“ präsentiert hat, schätzt nur ein Fünftel der Befragten den Einfluss der österreichischen Qualitätspresse als hoch ein. Zum Vergleich: In Deutschland sind es 65, in der Schweiz 53 Prozent. Dafür halten 85 Prozent den heimischen Boulevard für sehr wichtig (Deutschland: 69, Schweiz: 53 Prozent).

Starken politischen Druck auf die Presse orten 40 Prozent der österreichischen Journalisten, in Deutschland beträgt dieser Anteil nicht einmal ein Zehntel. Dennoch finden 71 Prozent der hiesigen Politiker, dass die Medien ihren Berufsstand negativ darstel-

len. Doch die Schuld liegt nicht nur bei den Journalisten: So waren im Nationalratswahlkampf 2008 mehr als die Hälfte der Presseausgaben der Parteien Kritik an den Opponenten statt positiver Selbstdarstellung.

„Dieses ‚going negative‘ ist längst keine rein rechtspopulistische Taktik mehr. Es hat zur Folge, dass die Politikverdrossenheit zunimmt“, analysiert Plasser. Man sei als Partei „besser beraten, mehr positive Elemente zu setzen“. Großes Potenzial sieht Plasser bei der Nutzung von Online-Medien im Wahlkampf, die 2008 kaum gegeben war. Beim nächsten Wahltermin 2013 erwartet er nicht zuletzt wegen neuer Parteien mit dezidiertem Online-Ausrichtung wie den „Piraten“ diesbezüglich eine Steigerung. ■